



Die Sphinx.

Roman von Guy Chantepleure.
Autorisierte Bearbeitung.

(8. Fortsetzung.)

(Stachdruck verboten.)

9. Kapitel.

Der Wagen war eben aus dem Vorhofe des kleinen Palais im Park Monceau auf die Straße hinausgefahren und schlug die Richtung nach dem Saint-Lazare-Bahnhofe ein.

Neben Sylvie, welche an weißer Himmel was dachte und sich nachlässig in die Wagenecke zurückgelehnt hatte, saß Maria Josepha Baudry kerzengerade, die Reisetasche in der Hand haltend.

Als der Wagen um eine Straßenecke bog, richtete das junge Mädchen sich aus der nachlässigen Haltung auf, welche es bis jetzt innegehabt, bog sich zum Fenster hinaus und erteilte dem Kutscher einen Befehl. Dieser brachte seine Pferde vor dem nächsten Postbureau zum Stehen. Die biedere Alte hatte sich von ihrer Ueberraschung noch nicht recht erholt, als Sylvie schon zur Erde gesprungen war.

„Erwarte mich hier einen Augenblick; ich muß vor der Abreise eine Depesche expedieren!“ rief sie ihr zu.

„Nun rasch, Kutscher, zum Bahnhof!“ rief wenige Augenblicke später das junge Mädchen, und der Wagen setzte sich wieder eiligst in Bewegung.

Mit jener ruhigen Sicherheit, welche ihrer alten Dienerin stets imponierte, trat Sylvette, auf dem Bahnhofe angelangt, an den Schalter und löste selbst die Fahrkarten. Sie bot sie dann auch dem Portier, und von Maria Josepha gefolgt eilte sie hastig auf den Zug zu, welcher eben im Begriffe war, sich in Bewegung zu setzen.

„Nun steige rasch ein, da haben wir gerade einen leeren Waggon!“ rief sie lebhaft.

Und selbst rasch emporspringend bot sie Maria Josepha die behandschuhete Rechte dar. Als der Zug sich in Bewegung setzte, atmete Fräulein Regnier gewissermaßen erleichtert auf.

„Gott sei Dank, daß wir unterwegs sind; es war entsetzlich heiß auf dem Bahnhofe“, bemerkte sie.

„Dann werden wir in Saint-Germain angekommen?“ fragte Maria Josepha.

„Ich denke, um sechs Uhr.“

Die Augen der guten Alten starrten die Sprecherin verwundert an. Diese aber betrachtete ihrerseits Maria Josepha einen Augenblick lächelnd und bemerkte dann:

„Ja, wir werden wirklich um sechs Uhr eintreffen, meine gute Alte; nur muß ich Dir sagen, damit Du mich nicht schiltst, daß wir gar nicht nach Saint-Germain fahren.“

„Nicht nach Saint-Germain?“ fragte Maria Josepha Baudry ganz entsetzt; ja, du lieber Himmel, wo fahren wir sonst hin?“

Sylvette stand auf und setzte sich neben die gute Alte.

„Und die gnädige Frau, was in aller Welt wird sie sagen? Weiß sie von der Angelegenheit?“

„Sie wird dieselbe erfahren. Du kannst Dir wohl vorstellen, daß ich die Pain nicht hintergehen will. Sie erfährt nur später davon, morgen!“

„Ist das aber auch recht, mein Mädchen?“ Ein junges Mädchen, welches auf diese Art auf und davon geht, gehört sich das?“

„Du bist ja doch bei mir!“

„Aber mein Liebhaber will zu einem Herrn fahren.“

„Herr de la Teillais ist nicht ein Herr, wie die anderen; er ist mein Vormund“, erklärte

Sylvie peremptorisch. „Sei vernünftig, Sojo! Wenn mein Vater noch am Leben wäre, so würde ich Dir sagen, ich muß ihn sprechen. Es handelt sich um das Glück meines ganzen Lebens, und Du würdest diesen Schritt sicherlich ganz natürlich finden und nicht auf den Einfall kommen, mich daran hindern zu wollen. Nun bedenke meine liebe Alte, ein Vormund ist ein zweier Väter, welcher unter allen Umständen die Eltern zu ersetzen hat, die man verloren.“

Maria Josepha zögerte. Sie fühlte instinktiv, daß es verschiedene Gattungen von Vormündern geben könne und daß Herr de la Teillais nicht die Haltung, nicht die Miene seines Amtes habe, aber sie wußte nicht, wie es ihr möglich sein sollte, Sylvettes Widerstand entgegenzubringen.

„Erwartet uns Herr de la Teillais?“ fragte sie zögernd.

„Nein, er erwartet uns nicht.“

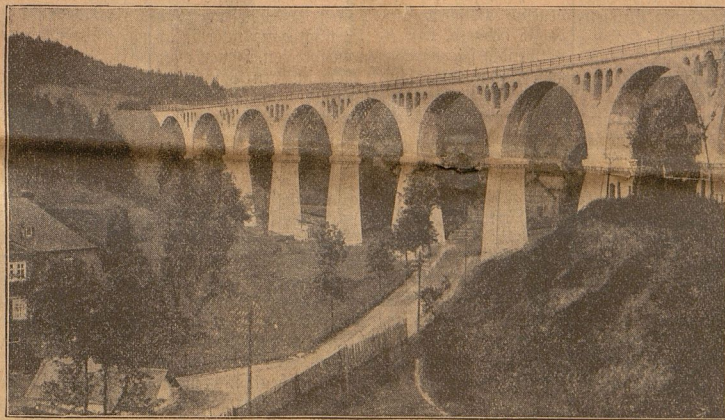
Das arme Geschöpf fand, daß die Sache immer schwieriger und schwieriger werde.

„Er wird vielleicht sehr unzufrieden mit mir sein“, wagte sie schüchtern einzuwenden. „Was dann, wenn wir ihn hören, wenn dann am Ende andere Leute bei ihm zu Besuch sein sollten?“

Diesmal streckte Sylvie das Köpfchen wie ein zum Kampf bereiter Hahn in die Luft.

„Wenn wir ihn hören, desto schlimmer! Ich schlage den Leuten, welche bei ihm sein könnten, ein Schnidppchen, hörst Du wohl?“ Es ist mir ganz einerlei, wer bei ihm ist!“

Halb zärtlich, halb zornig faßte sie Maria Josepha bei der Hand, bettete sie ihr Haupt auf die Schulter ihrer treuen Wärterin. „Mergere mich nicht, Maria Josepha, ich bitte Dich inständigst darum.“



Die neue Rennstiegbahn in Thüringen.

Vor kurzem wurde eine neue Bahnlinie in Thüringen eröffnet, die die landschaftlich schönsten Gegenden Deutschlands berührt. Die Bahn führt von dem Städtchen Laufcha über den sagenumwobenen Rennstieg nach Wallendorf bis Broßhella und die Strecke weist bei aller Kürze (15 km) eine ganze Reihe bedeutender Stadts- und Tunnelbauten auf. Mehrere Stadts sind 200 m lang und 40 m hoch. Unser Bild zeigt einen derselben bei Wallendorf.

„Höre mich an; ich will Dir ein Geheimnis anvertrauen. Es handelt sich nämlich um ernste Dinge, welche sich bald entscheiden müssen. Es handelt sich um meine Heirat.“

„Um die Heirat meines kleinen Fräuleins?“ wiederholte Maria Josepha verständnislos.

„Ja, um meine Heirat. Ich muß meinem Vormunde eine äußerst wichtige Mitteilung machen. Wir fahren daher nach Versailles und nicht nach Saint-Germain, oder richtiger gesagt, wir fahren nach Troenes zu Herrn de la Teillais, verstehst Du das?“

Maria Josepha glaubte zu träumen.

„Zu Herrn de la Teillais!“ wiederholte sie. „Aber, du lieber Himmel, Frau von Trenchow wartet ja auf uns!“

„Sie wartet nicht mehr. Ich habe ihr telegraphiert, daß ich fürchterlich Kopfweh habe und erst morgen Abend bei ihr eintreffe; verstehst Du mich, meine gute Sojo?“

Das alte Haus, welches den modernen und ziemlich banalen Namen „Villa Troenes“ führte, war zwei oder drei Kilometer von Versailles entfernt in der Richtung nach Jouy. Ein auf dem Bahnhofsplan von Fleury aufgenommener Wagen führte die Reisenden dort hin.

Sylvia war zerstreut und befaßte sich gelegentlich mit der kleinen Geldbörse, welche sie öffnete, um den Kutscher zu bezahlen; dann trat sie an die Gitterpforte, und ohne die prächtigen Rosenbüsche, welche rechts und links von derselben standen, zu beachten schritt sie durch den Hauptgang der Eingangspforte der Villa zu.

Sie kannte den Diener, welcher auf ihr Klingeln hin öffnete. Clement war ein alter Kammerdiener des Bankiers Morin Jauffre, welcher seit fünfzehn Jahren dem Entel seines einstigen Gebieters nicht von der Seite gewichen war.

Als Clement der Mündel seines Herrn ansichtig geworden, verließ ihn für einen Moment die sprichwörtlich gewordene Korrektheit seines Wesens, und er lächelte viel vertraulicher, als es sonst in seiner Art lag.

„Der Herr Graf ist nicht zu Hause, gnädiges Fräulein, aber —“

„Er ist doch nur ausgegangen und nicht abgereist, nicht wahr, Clement?“ rief das junge Mädchen vom raschen Gehen ein wenig atemlos hervor.

„Der Herr Graf ist nur ausgegangen, allerdings; er kann aber jeden Augenblick zurückkehren.“

„Da werde ich ihn erwarten. Glauben Sie, daß er sehr weit gegangen ist?“

„Nach dem Dorfe Jouy.“

Sylvette hatte bereits ein paar Schritte in das Zimmer gemacht, auf dessen weichem Teppich ihr Fuß heinade verankert. Aus irgendeiner Nische, welche man nicht sah, entströmte herrlicher Blumen-duft. Clement öffnete die Fenster und zog die herabgelassenen Rollbalken in die Höhe. Wohl-gesällig blickte Sylvia in dem harmonisch zusammenstimmenden Raume um sich.

Das junge Mädchen lehnte dankend Obst und eisgekühlten Champagner ab, welchen Clement ihr bot, erjuchte ihn aber, Maria Josepha in die Küche zu führen, da sie ein dringendes Bedürfnis nach Arbeitung in sich verspürte. Sylvette ihrerseits aber war froh, allein zu sein. Ihre Blicke schweiften durch den hübschen Salon, in dem man venezianische Spiegel und kostbare Antiquitäten sah. Sylvette liebte derlei Dinge ebenso sehr wegen ihrer Eigenheit, als wegen ihrer Schönheit. Sie hatte sich vor den kleinen Flügel gesetzt und blickte zu den Gobelins empor, welche Schäferzonen darstellten. Mit lauter, leiser Stimme sang sie eine Arie, welche ihr gerade durch den Kopf fuhr, und spielte dazu eine liebliche Melodie.

„Liebesfreude währt nicht lange, Liebeschmerz in Ewigkeit.“

Sie hielt auch nicht inne, als sie den ihr so wohlbekannten Schritt des Vormundes vernahm, und erst da Francois de la Teillais eingetreten war und an ihrer Seite stand, sprang sie auf und rief lachend:

„Ja, ich bin es wirklich, lieber Vormund! Sie sind wohl sehr überrascht, mich hier in Ihrem Heim häuslich niedergelassen zu finden?“

„Ich war sehr überrascht, allerdings, als Clement mir sagte, daß Sie gekommen seien, aber die Ueberraschung war bei mir doch nur ein vorübergehendes Gefühl; denn ich vermute, daß Sie gekommen sind, um mir Ihre Verlobung mitzuteilen.“

Sie schüttelte den Kopf, spielte mit der einen Hand über ein paar Tasten hin und entgegnete dann:

„Nein, lieber Vormund, im Gegenteil!“

„Im Gegenteil? Was soll das heißen?“

„Ich bin gekommen, um Ihnen die Mitteilung zu machen, daß ich mich nicht verlobe, wenigstens für jetzt nicht!“

De la Teillais fuhr sich zweimal mit der Hand über die Stirn, als ob er Kopfschmerz habe.

„Für jetzt nicht? Soll das heißen, daß Sie Wert darauf legen, mich zu befragen, ehe Sie einen entscheidenden Schritt tun? Soll es heißen, daß Sie glauben, noch nachdenken zu müssen?“

„Es soll nur heißen, daß ich mich nicht zu einem ewigen Jölibat verpflichten will! Nachdenken? Welcher Einfall, lieber Vormund! Braucht man denn nachzudenken, wenn es sich um eine Heirat handelt? Da ist es entweder „ja“ oder „nein“. Man liebt oder man liebt nicht. Wenn ich liebe, so heirate ich ohne nachzudenken. Verlassen Sie sich darauf! Daß ich mich aber nicht dem armen Marcel Bremonnier vermähle, das steht fest. Ich habe kurz und bündig „nein“ gesagt.“

„Ihr Entschluß scheint mir sehr rasch und vielleicht eben deshalb etwas unüberlegt“, bemerkte Francois kurz.

Seine Stimme hatte dabei einen seltsamen, ungewohnten Klang.

„Wir scheint, daß Herr Bremonnier schon seiner Stellung wegen —“

„Bin ich ein Mädchen, welches um seiner Stellung wegen heiratet?“ fragte Sylvia naserümpfend.

De la Teillais antwortete nicht und fragte nur seinerseits:

„Ich habe geglaubt, daß Sie nach Saint-Germain fahren?“

„Eigentlich wollte ich auch dort sein, aber meine Weigerung, Marcel Bremonnier zu heiraten, hat die gute Patin zur Verzweiflung gebracht, und da ich ihr die Versicherung gab, Sie würden ebenso verzweifelt sein, da überdies aus Ihrem Briefe hervorzuleuchten schien, daß Sie eine Verbindung lebhaft wünschen —“

„O gewiß, das heißt —“

„Ja, ja, lebhaft wünschen, das konnte man deutlich zwischen den Zeilen herauslesen. Ich dachte deshalb, daß es für mich ganz unerlässlich notwendig sei, mit Ihnen zu sprechen, Ihnen alles zu erklären, und somit habe ich den Versuch bei Frau von Frenoy aufgegeben.“

In wenigen Worten berichtete sie ihm nun ihre ganze Escapade.

„Frau Probst ahnt somit gar nicht, daß Sie hier sind?“

„Gewiß nicht, lieber Vormund.“

„Warum haben Sie ihr denn nicht gesagt, daß Sie mit mir über diese Angelegenheit zu reden wünschen?“

„Weil sie mir gewiß nicht erlaubt hätte, Sie aufzusuchen. Sie hätte eine ganze Menge neben-sächlichlicher Bedenten vorzubringen gewußt, während ich alles klug eingeleitet und veranstaltet habe. Frau von Frenoy ward durch eine Depeche in Kenntnis gesetzt und erwartet mich heute nicht mehr. Die Patin glaubt, ich sei in Saint-Germain und fühlt sich vollkommen beruhigt. Ich werde hier bei Ihnen speisen; wir können in Ruhe alles besprechen, was es zu besprechen gibt, und abends, oder wenn es Ihnen besser passen sollte, heute nicht mehr nach Paris zurückzufahren; morgen bringen Sie mich zur Patin.“

„Morgen? Sie wollen die Nacht hier in meinem Hause zubringen? Kind, ich glaube für-wahr, Sie sind verrückt!“

„Du lieber Himmel, Ihr Haus wird doch hoffentlich keine Räuberhöhle sein, in welcher man sich fürchten muß, sich auszuhalten!“ entgegnete das Mädchen ruhig. „Da die Patin sich dem Glauben hingibt, ich sei auf zwei Tage in Saint-Germain, kann ich nicht recht begreifen, welches entsetzliche Unglück es wäre, wenn ich hier übernachten sollte.“

„Sie haben eine sehr bequeme Art, sich alles zurechtzulegen, mein Kind. Aber ich bitte, lassen Sie das Klavier in Ruhe, es macht mich nervös, Sie unaufhörlich klumpen zu hören.“

Sie fuhr hastig mit den Händen von den Tasten zurück, als ob diese sie gebrannt hätten.

„Vormund, Sie sind heute sehr übler Laune. An wen soll ich mich denn wenden, wenn nicht an Sie?“

Er schämte sich alsbald seiner Reizbarkeit.

„Ich bin nicht übel gelaunt“, sprach er freundlich, nur nervös; ich habe Unannehmlichkeiten gehabt. Ich bitte Sie um Entschuldigung wegen meiner Heftigkeit; Sie müssen wohl selbst sehen, daß ich nicht ganz so bin wie sonst.“

„Das habe ich gleich bemerkt.“

„Sie dürfen aber deshalb nicht glauben, daß ich an einem anderen Tage oder in anderer Stimmung Ihr heutiges Vorgehen hätte billigen können.“

„Nicht?“

„Gewiß nicht! Aber ich sehe ein, daß Vorwürfe jetzt nichts mehr nützen, und da Sie einmal hier sind, wollen wir zusammen speisen, bringe ich Sie abends zur Patin zurück. Es geht um neun Uhr noch ein Zug. Sind Sie damit einverstanden?“

„Einverstanden! Sie müssen wissen, daß ich auf Sie zähle, um den Schlag abzuwehren, um der Patin alles zu erklären.“

„Da möchte ich doch selbst erst wissen, was ich ihr eigentlich erklären soll?“

„Es wird Ihnen schon irgendeine sehr gute Eingebung kommen.“

Sie unterbrach sich und rief dann plötzlich mit einem erschrocknen Aufschrei:

„Du lieber Himmel, ich habe Ihre Abreise ja ganz vergessen. Sie sprachen in Ihrem Briefe davon, daß Sie heute Abend abreisen wollten. Wir müssen uns also, so bald wir nach Paris kommen, trennen, und Maria Josepha —“

„Sie können nicht um halb elf Uhr abends mit Maria Josepha allein in Paris eintreffen. Ich werde Sie natürlich bis in die Rue Vigny begleiten, wenn ich nicht heute Abend, wie ich beabsichtigt habe, nach Boulogne reisen kann, so werde ich eben in Paris übernachten und erst morgen fortfahren. Es gibt einen sehr zeitlichen Zug, welcher mir vollkommen entsprechen dürfte.“

„Ich danke Ihnen, lieber Vormund.“

Sie schwieg und griff dann leise ein paar Akkorde auf dem Klavier.

„Sie sind also wirklich sehr, sehr böse?“ fragte sie, den Kopf emporhebend.

„Worüber böse?“

Sie blickte jetzt auf die Klaviatur nieder und sagte leise:

„Weil ich Marcel Bremonnier ausge schlagen habe.“

„Ich sollte böse sein, weil Sie ihn ausge schlagen haben?“

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann in gänzlich verändertem Tone fort:

„Ich bin nicht böse, sondern bedauere nur gleich Frau Probst —“

„Ich fürchtete, daß Sie sehr böse seien“, unterbrach sie ihn.

Er sah ihr besänftigt in die Augen und fügte dann in fragendem Tone hinzu:

„Was weisen Sie dem armen Bremonnier denn eigentlich vor, da Sie ihn, ohne eine Widerrede zu dulden, abweisen?“

Sie erhob sich und schloß das Klavier.

„Ach, wir haben ja noch längst Zeit, uns mit ihm zu befassen, da wir zusammen speisen; nun würde ich vorziehen, von anderen Dingen zu plaudern.“

Sylvette hatte mit ganz ernster Miene ihren Umlegefragen zusammengeliegt; sie nahm jetzt vor einem Spiegel stehend auch den Hut ab.

„Sie müssen wissen, lieber Vormund!“ rief sie plötzlich lachend, „daß es mich im Grunde genommen ungeheuer belustigt hat, hier speisen zu können; wenn es Ihnen aber lästig sein sollte —“

„Es ist mir nicht lästig.“

Den Hut in der Hand, wandte sie sich ihm zu und rief lachend:

„Ihnen ist es „nur nicht lästig“, ich freue mich! Wollen Sie es gar nicht sagen, daß es Ihnen auch eine kleine Freude macht?“

Er blickte sie lächelnd an.

„Nun ja denn, ein wenig freut es mich selbst, Sylvette!“

* * *

10. Kapitel.

Der Kronleuchter breitete mildes Licht über das feine Porzellan, das glänzende Silberzeug, mit welchem man den Tisch gedeckt hatte. In zierlichen Kristallvasen standen kleine Rosenbuketts.

Sylvette sah ihrem Vormunde gegenüber; sie plauderte, sie lachte, sie unterhielt sich köstlich und hatte rosige Wangen, während ihre Augen vor Freude strahlten. Vielleicht genoß sie auch im Stillen den Triumph, zu fühlen, daß sie schön sei. Herr de la Teillais aber schenkte sich nun mit guter Miene in die Situation zurecht gefunden zu haben; er hörte mehr zu, als daß er selbst gesprochen hätte, aber in seinen grauen Augen lag kein mürrischer Ausdruck mehr, und mit jener lachenden Anmut, welche der Hauptzauber seines Wesens war, betunderte er seinem Mündel gegenüber den galanten Hausherrn von Troenes.

„Ist der Tisch immer so hübsch gedeckt?“ fragte Sylvie.

„Er ist immer sehr sorgsam und sogar mit einem gewissen Raffinement gedeckt, denn ich verabsichere in allem das Gewöhnliche und Vernachlässigte; doch speziell um Ihre Anwesenheit zu feiern, hat Clement die hübschen kleinen Vasen mit Blumen auf den Tisch gestellt.“

Sylvie wandte sich um, von der Absicht befeelt, Clement mit dem Blicke zu suchen und ihm für seine Aufmerksamkeit zu danken; aber während der Zwischenpause des Servierens verschwand er immer und tauchte erst wieder auf, wenn er durch das Kläuten einer unsichtbaren Glocke herbeigerufen wurde.

„Clement hat das sehr hübsch gemacht“, bemerkte sie, indem sie einer der Rosenknospen an ihrem Kleide befestigte. „Ich bedaure nur, daß ich nicht in großer Toilette bin; mein unscheinbares kleines Kleidchen wird durch die Pracht Ihrer Tafel vollständig geschlagen.“

„Warum? Ihr „unscheinbares Kleidchen“ ist vom feinsten Linnenstoff und mit kostbarsten Spitzen geschmückt. Die Königin Maria Antoinette hat sie bei den Soupers in Trianon auch nicht anders getragen. Uebrigens sind Sie blond, und die Blondinen haben stets einen hübschen Schmuck, welcher das einfachste Kleid hebt. Eine echte Blondine, nicht jene gelben, welche modern sind, ist eigentlich immer in Toilette!“

„Finden Sie es hübsch, blond zu sein, hübscher als dunkel?“

„Meinem Geschmack entsprechend, ja, gewiß!“

„Finden Sie es auch hübscher, als wenn man rote Haare hat?“

„Das kommt darauf an; es läßt sich schwer bestimmen, was das Schöner ist. Manche Blondinen haben einen roten Schimmer, manche Rotköpfe einen Stich ins Blonde, und beide können hübsch sein.“

Sylvette sann einen Augenblick nach, dann sprach sie mit einem hübschen Augenaufblick:

„Ich habe vorhin das Bild Ihrer Mutter genau betrachtet, jenes, welches im Salon hängt, wo sie ein rosenfarbenes Kleid trägt und ein schwarzes Sammtband um den Hals. Sie sieht so jung, so frisch, so reizend aus, daß man sich unwillkürlich versucht fühlt, vor jenem Bilde die Hand zum Gebete zu falten. Ich bin überzeugt, daß nur das anmutige, weiche Blondhaar Ihrer Mutter es gewesen sein kann, durch welches Sie Sympathie für die Blondinen erlangt haben, als Sie noch ein kleiner Junge waren, und seither haben Sie vielleicht unbewußt diese Sympathie zu wahren verstanden.“

In ihrer Stimme wie in ihrem Blick lag etwas ganz eigenartig Bestrickendes, und de la Teillais fühlte sich fast versucht, lebhaft zu rufen:

„In meinen Augen handelt es sich nicht darum, ob ein weibliches Wesen dunkel, blond oder rot-haarig sei, damit ich es hübsch finden könne, es soll nur Ihr Haar, Ihren Teint haben, soll so sein wie Sie!“

Aber er schwieg und betrachtete sie nur wortlos ein paar Sekunden.

„Woran denken Sie, lieber Vormund?“ fragte Sylvette.

„Ich dachte an Sie und auch an meine Mutter, deren Andenken Sie eben heraufbeschworen haben; sie war gut und reizend. Ich hing an ihr fast wie an einer Schwester, und während ich Sie anblickte, sagte ich mir, daß seit dem Tode meiner Mutter kein Frauenanblick mir von jener Stelle aus zuglächelt habe, von der Sie mir eben zulächelten. Ein freudiger Ausruf trat auf ihre Lippen.“

„Wirklich nicht! Dann sind Sie ja doch froh, mich hier zu haben?“

Die Geschwindigkeit, mit welcher sie die Gelegenheit ausnützte, um ihre Spritzfahrt nach Troenes in ein vorteilhaftes Licht zu stellen, belustigte Francois nicht wenig.

„Gewiß“, gestand er lachend zu, „und ich werde mich auch bis zu dem Augenblicke freuen, in welchem Frau Prevost darauf hinweisen wird, daß Sie ein ganz entsetzliches und sehr schlecht erzogenes Mädchen sind. Bedenken Sie nur, Sylvette, wenn aus was immer für einer Ursache Ihre Ratin heute nach Saint-Germain telegraphieren würde, was sollte Frau von Fresnoy von Ihnen denken, und was würde später, wenn Frau Prevost von der Sache Kenntnis erhält, diese von mir denken?“

„Ich weiß nicht, lieber Vormund, wozu sich mit so unbequemen Fragen den Kopf zerbrechen; das sehe ich wirklich nicht ein.“

Sie blickte beharrlich auf ihren Teller nieder, als sie gewahrte, daß de la Teillais sie mit ernster Miene ansah. Plötzlich aber fragte sie in so süchtsternem und doch so komischem Tone, daß de la Teillais unwillkürlich lachen mußte:

„Glauben Sie, daß Sie schon wieder nervös werden?“

„Nein, Sylvette; ich habe Ihnen gesagt, daß mir allerlei Unangenehmes durch den Kopf schwirrt. Momentan vergaß ich darauf, weil, wie ich vorhin andeutete, es für ein einsames Menschenkind reizend ist, gerade wenn man in der Regel nur auf sich selbst angewiesen, ohne Familie, ohne Kinder dasteht, plötzlich das Gesicht eines hübschen Mädchens in seinem Gein zu sehen und eine jugendliche Stimme zu hören, welche zu uns spricht. Es ist wie Musik, die in den Ohren klingt, aber trotzdem läßt sich die Tatsache nicht verhehlen, daß —“

„O, lieber Vormund, Sie haben nun nachgerade genug gescholten“, rief Sylvie mit frühlichem Blick. „Wissen Sie, daß ich mir eben dachte, wenn hier jemand unversehens eintreten sollte, würde er mich sicherlich für Ihre Frau halten.“

Sie hatte diese Worte in leichtem Tone hingeworfen, offenbar von dem Wunsche bestrbt, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. De la Teillais erbeute, beherrschte sich jedoch alsbald und erwiderte auf ihren Ton eingehend:

„Gewiß, und ich würde mich darob naturgemäß sehr geschockelt fühlen.“

Sie lachte belustigt auf.

„Wollen Sie, daß wir Mann und Frau spielen, das wäre doch sehr komisch und unterhaltend; meinen Sie nicht auch?“

„Gewiß, mit Freuden; was soll ich denn dabei tun?“

„Nun, ich werde zu Ihnen reden, als ob Sie mein Mann wären, und Sie müssen mir antworten, als sei ich Ihre Frau. Hören Sie nur, so: Lieber Mann, wie entsetzlich heiß es doch ist; jetzt fürwahr noch ärger als in der Früh.“

Sie hatte Frau Gustav Morin mit so komischer Vollkommenheit nachgeahmt, daß Francois ihre Stimme sofort erkannte und es ihm war, als fehler seine Cousine plötzlich vor sich. Er lachte herzlich. Sylvette ihrerseits entschuldigte sich, indem sie erklärte, daß die Morins das einzige Ehepaar seien, mit welchem sie je auf vertrautem Fuße verkehrt habe.

„Ein sehr glücklicher Haushalt, liebe Sylvette, welcher nur als Beispiel dienen könnte“, erklärte de la Teillais.

„Ja, ja, gewiß, ich bin überzeugt davon. Sie wissen, was Larochefoucault über diese Angelegenheit sagt, daß es gute Ehen gibt, aber sehr wenige ausgezeichnete. Die Morins mögen immerhin zu den guten Ehen gerechnet werden, aber noch lange nicht zu den ausgezeichneten, und wenn ich einmal verheiratet sein werde, jage ich meinem Gatten gewiß nicht „mein lieber Mann“ oder „lieber Freund“, wie Frau Morin es tut.“

„Wie werden Sie ihm denn jagen?“

„Der Welt gegenüber werde ich ihn nur ganz kurz bei seinem Namen nennen, und sind wir nicht unter Menschen, so werde ich eine hübschere und zärtlichere Benennung zu finden wissen, welche er und ich allein kennen soll.“

„Was denn zum Beispiel?“

„O, das weiß ich noch nicht? Ich habe mir noch nicht die Zeit genommen, darüber nachzudenken.“

Sie nahm wieder Frau Morin's Miene an und fuhr fort:

„Lieber Freund, wirst Du — nein, das stört mich „Du“ jagen zu sollen; was meinen Sie, lieber Vormund, werden Sie, wenn Sie einmal heiraten, Ihre Frau mit „Du“ ansprechen?“

„Ich muß ehrlich gestehen, daß ich bis jetzt noch nie über das nachgedacht habe, was ich in solchem Falle tun würde! Vielleicht werde ich mich von Ihren Ideen anstecken lassen und meiner Frau vor der Welt „Sie“ jagen, um des Vergnügens teilhaftig zu werden, sie, wenn wir allein sind, erst recht mit „Du“ anzusprechen zu können und ihr irgend einen recht hübschen und zärtlichen Kosenamen zu geben.“

„Das nennen Sie von meinen Ideen angesteckt sein?“

Sie war zart errötet und schüttelte lächelnd mit einer ihr sehr vertrauten Bewegung das Köpfchen. Dann plötzlich, ohne daß sie eigentlich gefagt hätte weshalb, lachte sie laut und herzlich auf, und dieses ihr Lachen, welches scheinbar keinen rechten Grund hatte, mußte unwillkürlich ganz reizend gefunden werden.

„Wenn Sie also irgend jemanden mit Ihrer Kofetterie zur Verzweiflung gebracht haben, meine liebe Sylvette, so hindert Sie das gar nicht, in höchster Gemütsruhe zu dütieren und über jede Torheit zu lachen, wie?“ forschte Francois halb ernsthaft, halb belustigt. „Ihre Heiterkeit heute Abend erinnert so sehr an Ausgelassenheit. Sie können doch wohl nicht umhin, zuzugehen, daß Sie den armen Bremondier geradezu verherzt haben; Sie waren kokett mit ihm!“

„O nein!“ unterbrach Sylvie ihn mit einemal zornig. „Ich war Marcel Bremondier gegenüber nie kokett; Sie tun mir unrecht.“

Nichts weniger als überzeugt, schüttelte er den Kopf.

„Marcel Bremondier gegenüber ganz gewiß nicht, verlassen Sie sich darauf“, beteuerte das junge Mädchen, jetzt ohne zu lachen. „Es gehört dies zu den Dingen, welche ich mir vorgenommen habe, Ihnen mitzuteilen, als ich hierher kam. Ich war, weiß der Himmel, Marcel Bremondier gegenüber nie auch nur im allergeringsten kokett.“

Clement trat ein mit der Frage, ob man den Kaffee im Garten servieren solle.

Sylvie erhob sich.

„Wir müssen über diese Angelegenheit später noch sprechen“, bemerkte sie leise zu Francois gewandt. „Was Sie da behaupten, ist vollkommen unrichtig, und ich will, daß Sie es tatsächlich empfinden. Ich weiß sehr gut, daß eine Frau nicht das Recht hat, kokett zu sein, um sich zu unterhalten, am allerwenigsten, wenn sie mutmaßt, daß ein Mann sie wahrhaft liebt.“

„Sie hat dieses Recht höchstens dann, wenn auch sie diese Neigung erwidert.“

„Sehr gut.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Recht auf Glück.

Roman von H. Courtth-Mahler.

(Nachdruck verboten.)

Das war in der Dämmerstunde eines Frühlingstages. Vor dem großen, alten Gehäuf in der Georgenbergstraße, das dem alten Justizrat Schröder gehörte, stand ein lang aufgeschossenes, junges Mädchen. Sie trug Trauerkleider von großer Einfachheit und einen kleinen, schwarzen Filzhut, der mit der ganzen ärmlichen Erscheinung im Einklang stand. Aus dem schmalen, blassen Gesicht sahen ein paar große, dunkle Augen traurig und fragend an der schlieflichen, graugetönten Fassade empor.

Ordentlich befühlte ihre schmale Kinderhand das dicke, nußbraune Haar, welches in üppiger Fülle unter dem Hütchen hervorquoll. Dann stieg das Mädchen zögernd die breiten Sandsteinstufen empor, die zum Hausstor hinaufführten.

Unter der Klingel, die neben dem Tor angebracht war, stand auf einem blankgeputzten Messingchild in geraden Buchstaben: „Schröder, Justizrat.“

Das junge Mädchen holte noch einmal tief Atem, stellte eine graue Handtasche vor sich hin und zog dann die Klingel.

Ein entschlossener, herber Ausdruck hatte ihrem jungen Gesicht ein ernstes Aussehen gegeben. So stand sie und starrte auf die geschlossene Tür, bis diese aufgetan wurde.

Eine rüchliche, alte Frau mit freundlichem Gesicht erschien. Sie trug eine Brille, durch die gute, alte Augen erstaunt auf das junge Mädchen blickten.

„Sie wünschen, mein Fräulein?“

„Kann ich Herrn Justizrat Schröder sprechen?“

„So spät empfängt der Herr keine Besuche.“

„Ich komme in dringender Angelegenheit, Frau Birtnier.“

Die Alte straupte.

„Sie kennen mich?“

„Nur aus den Erzählungen meiner Mutter. Die sagte mir: Grüße Babina.“

Da putzte die alte Frau zusammen. Mit zitternden Händen sagte sie nach der schlanken Mädchenhand und zog die Einlaß Begehrende schnell ins Haus.

Die Handtasche wurde dann ebenso schnell ergriffen, das Hausstor geschlossen und Mädchen und Koffer schnell in ein Zimmer neben dem Eingang geschoben.

Sie tat es, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann trat auch die Alte ins Gemach. Ehe sie die Tür hinter sich schließen konnte, tönte von oben aus dem ersten Stock eine schrille Frauenstimme:

„Wer ist denn da, Birtnier?“

„Es war nur ein Hausierer, gnädiges Fräulein.“

Sie lauschte noch eine Weile hinaus. Droben fiel eine Tür ins Schloß und alles blieb still.

Nun verriegelte die alte Frau die Tür hinter sich und zündete die Lampe an, die schon bereit auf dem Tisch des einfachen sauberen Zimmers stand.

Mit dieser Lampe leuchtete sie ihren Gast ins Gesicht.

„Sie nannten mich mit einem Namen, mit dem mich nur eine genannt. Sie ist verschollen. Wer sind Sie?“

„Die Tochter dieser Verschollenen.“

„Märchens Tochter! — Und Ihre Mutter, wo ist sie?“

„Tot.“

„Unser Märchen tot?“

Die alte Frau sank stimmunglos auf einen Stuhl und unter der Brille fielen Tränen herab.

„Sie nahm sie ab und putzte leuchtend die Gläser blank. Dann sah sie das junge Mädchen befinnert an.“

„Wann starb sie?“

„Vor zehn Tagen.“

„Und Sie sind nun allein hierher gekommen?“

Das Mädchen lächelte wehmütig.

„Wer sollte mit mir kommen?“

„Ihr Vater.“

„Der starb schon vor zwei Jahren.“

„Armes Kind! Von wo kommen Sie?“

„Von Berlin.“

„Dort lebten Sie mit Ihrer Mutter?“

„Ja.“

„Und was soll nun werden?“

„Ich habe meiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen, meinen Großvater aufzusuchen und ihn um Aufnahme zu bitten.“

„Ach, lieber Gott, Ihre Tante läßt Sie sicher nicht zu dem gnädigen Herrn. Er ist in den letzten

Das junge Mädchen bekam feuchte Augen. Sie ergriff die Hand der alten Frau und drückte sie herzlich.

„Wie soll ich Ihnen danken? Sie sind so gut. Mama jagte mir vor ihrem Ende: Wende Dich nur an Babina, die hilft Dir, wenn Du gar keinen Ausweg mehr weißt.“

Die Alte streichelte die schmalen Hände ihres Gastes.

„Das hat unter Märchen gesagt. — Ja, Rindchen, was in meiner Macht steht, will ich gern tun. — Also tot — tot — das junge, blühende Geschöpf. Mein Gott, ich sehe sie noch vor mir. Sie sehen ihr sehr ähnlich; dasselbe Haar, dieselben Augen. Nur so arg blaß und elend schauen Sie aus. Da war Ihre liebe Mutter ein anderes Geschöpf in Ihren Jahren; so voll Kraft und Fülle, und rote, blühende Wangen hatte sie, das einem das Herz im Leibe lachte.“

Ein herbes Lächeln umspielte den blassen Mund des Mädchens.

„Mama hatte eine andere Jugend verlebt als ich. Ich bin unter Sorgen und Entbehrungen aufgewachsen.“

Die alte Frau sah sie mitleidig an.

„Das müssen Sie mir nachher alles erzählen. Jetzt will ich Ihnen einen kleinen Imbiß bereinholen. Sie werden hungrig sein. Kommen Sie, machen Sie es sich hier in meinem Alten seinen Sorgenstuhl bequem. Setzen Sie Ihren Hut ab. Und — wie heißen Sie eigentlich, ich muß Sie doch beim Namen nennen.“

„Regina Volkmar.“

„Regina, wie unsere verstorbene gnädige Frau. Ach, das wird dem Herrn Justizrat sehr gefallen. Aber nun hole ich Ihnen erst einen Imbiß.“

Sie rülpelte hinaus und kam kurz darauf mit einem Glas Milch und einem Butterbrot zurück. Das stellte sie vor Regina hin.

„So, liebes Fräulein, nun lassen Sie es sich schmecken. Mehr habe ich jetzt nicht. Fleisch und Wurst und das Eingemachte schmeißt das Fräulein Tante weg. Sie ist eine Genauere und hat immer Angst, man verherbe etwas. Nicht, daß sie armen Leuten nichts gönnte, aber das muß alles durch den Herrn Pastor Kirchner seine Hand gehen. Nur wer von dem würdig befunden wird, den unterkühlt das Fräulein Tante.“

Regina sagte nach der Hand der Alten.

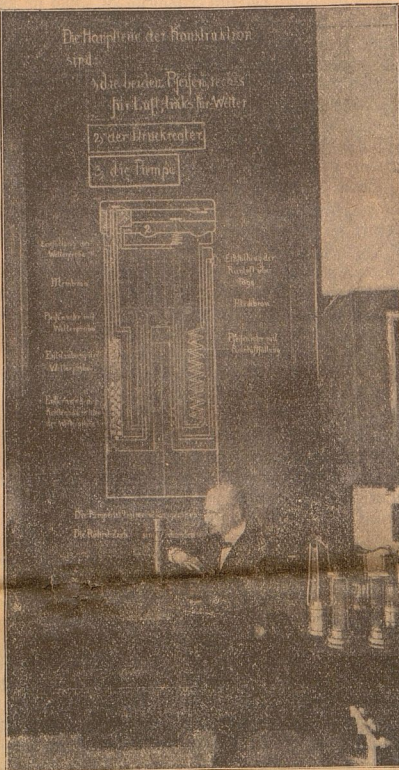
„Von Ihnen nehme ich gern, was Sie mir bieten. Ich danke Ihnen, liebe, gute Babina.“

„Schon gut, Regindchen, schon gut. Für unseres Märchens Tochter tun wir, was wir irgend können. Nun erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, Kind, wie ist es ihr gegangen? Nachher, wenn mein Alter aus dem Garten kommt, überlegen wir zusammen, wie wir Sie zum Herrn Justizrat bringen können.“

Regina aß und trank und stieß sich mit einem Gefühl süßen Geborgenseins die Hände streicheln. Dann begann sie zu erzählen.

„Sie wissen ja, Babina, daß Mama heimlich ihr Elternhaus verließ, um meinem Vater zu folgen. Daß dieser ein armer Schauspieler war, gab ihrem Vater das Recht, sich einer Heirat mit ihm zu widersetzen. Aber Mama liebte meinen Vater so sehr, daß sie freudig alles für ihn hingab. Als mein Großvater meinen Vater mit seiner Werbung ein für allemal abgewiesen hatte und auch auf meiner Mutter Flehen nur ein festes Nein erwiderte, folgte sie meinem Vater heimlich. Sie trafen in Naumburg zusammen und heirateten sich dort. Meine Mutter war mündig und hatte alle nötigen Papiere mitgebracht.“

Sie zogen dann beide, da sie sehr arm waren, von Ort zu Ort, wo mein Vater gerade Engagement bekam. Als ich geboren wurde, mußte meine Mutter allein in einem kleinen Städtchen zurückbleiben, bis sie sich erholt hatte und meinem Vater folgen konnte. Dann erhielt dieser endlich ein mehrjähriges Engagement in Berlin an einem kleinen Theater. Viel verdiente er da auch nicht,



Geheimrat Haber und seine Schlagwetterperfe.

Die Schlagwetterperfe ist ein Instrument, das Geheimrat Haber, der Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Electrochemie in Berlin ist, und sein Assistent Dr. Zeiler gemeinsam konstruiert haben, um mit diesem das Vorhandensein von Schlagwetter festzustellen. Diese Erfindung wird im Kampf gegen Bergwerkskatastrophen wertvolle Dienste tun, und sie gründet sich auf die Erscheinung, daß der Zorn der Perfe, von reiner Luft erzeugt, anders klingt, als wenn die Luft mit schlechten Gasen vermischt ist.

Jahren schwerhörig geworden und empfängt keine Besuche, wenn das gnädige Fräulein nicht dabei ist.“

„Jedenfalls muß ich es versuchen.“

Die alte Frau sann nach.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich's einrichten könnte, daß Sie den Herrn Justizrat allein sprächen, dann wäre ja alles gut.“

„Sie meinen, er würde mich nicht fortweisen?“

„I wo, mein Rindchen, das glaub' ich im Leben nicht. Die Gnädige brächte das aber fertig. Deshalb dürfen Sie heute Abend nicht hinauf. Ich will mir überlegen, wie ich Sie zum Herrn Justizrat bringe, wenn er allein ist.“

„Ich muß aber noch heute mit ihm sprechen. Ich habe kein Obdach und alles Geld, was ich noch besaß, hat die Neie hierher verschlungen.“

„Wenn Sie bei uns fürlich nehmen wollen, Fräulein, ich bringe Sie schon unter für eine Nacht, und morgen sehen wir weiter.“

da er nur kleine Rollen spielte, aber es reichte doch aus, uns vor Not zu schützen.

Vater und Mutter waren trotzdem glücklich. Nur zwei Punkte gab es, wo sie leider oft in Streit gerieten. Erstens wollte mein Vater mich zur Schauspielerin heranzubilden; er träumte davon, mich zu einer großen Künstlerin zu machen. Dem widersetzte sich Mama mit großer Entschiedenheit. Sie hatte Künstlerelend genug kennen gelernt und wollte mich davor bewahren.

Da ich selbst weder Lust noch Begabung zu diesem Berufe hatte, mußte er sich grollend fügen. — Zweitens litt er nicht, daß Mama nach Hause schrieb, nachdem auf ihren ersten Brief statt von meinem Großvater nur von Tante Luise eine Antwort gekommen war. Darin teilte diese meiner Mutter mit, daß sie tot sei für Vater und Schwester, daß sie nichts mehr von ihr hören wollten.

Trotzdem schrieb Mama heimlich wieder und wieder an ihren Vater und bat um seine Verzeihung. Sie bekam nie eine Antwort mehr, und das machte ihr so viel Kummer, daß sie zu kränkeln begann.

Das machte uns viel Sorge. Arzt und Medizin kosteten viel Geld und unser Einkommen war knapp. Mama hatte bisher für ein Berliner Geschäft seine Handarbeiten geliefert. Das konnte sie nun nicht mehr. Die Not zog bei uns ein. Es sollte aber noch schlimmer kommen.

Ich war ziemlich vierzehn Jahre alt geworden; da brachten sie uns eines Abends Papa tot nach Hause. Er war von der elektrischen Bahn, die er auf dem Wege nach dem Theater benutzt hatte, abgesprungen, zu Falle gekommen und unglücklicherweise unter einen Wagen geraten. Das eine Pferd hatte ihn, ichen und erschreckt, mit dem schweren Huf furchtbar am Kopf verletzt und er war schon auf dem Transport nach der Samariterwache gestorben.

Meine Mutter verlor fast den Verstand darüber. Sie war Tag und Nacht nicht von der Leiche fortzubringen. Als man sie endlich gewaltsam entfernte, verfiel sie in einen bewußtlosen Zustand und wurde schwer krank.

Es waren gräßliche Tage damals, Babina. Ich war selbst ein unerfahrenes Kind, und wenn unsere gutmütigen Wirtsleute mir nicht beigegeben hätten, ich hätte mir nicht Rat noch Hilfe gewünscht.

Als ich mich ein wenig gefaßt hatte, schrieb ich heimlich an Großpapa, schilderte ihm unsere Not und bat um Hilfe. Als Antwort erhielt ich von Tante Luise einen Brief, worin sie mich fragte, ob ich mich nicht schäme, gleich meiner Mutter Bettelbriefe zu schreiben. Was diese sich eingebrocht habe, möge sie auserkennen.

Ich sagte Mama nichts davon, auch nicht, als sich ihr Zustand etwas besserte. Ganz gesund wurde sie nicht wieder. Es fehlte uns an dem Nötigsten, wo hätte ich da gute Weine und kräftige Speisen hernehmen sollen, um sie zu stärken.

Dann schrieb Mama selbst noch mal an Großpapa und fragte, ob sie nicht nach Hause kommen dürfe. Der Brief kam uneröffnet zurück. Nun verfiel Mama vollends. Sie klagte sich an, daß sie dem Vater ungehorsam gewesen sei und verzehrte sich in Sehnsucht nach seiner Verzeihung. Zwei Jahre hat sie sich noch hingehielet. Wir lebten von dem wenigen Geld, das ich durch Handarbeiten verdiente. Es wollte nie reichen. Ein Stück nach dem andern von unserem bisherigen Habte mußte verkauft werden.

Nun ist Mama gestorben. Ich habe sie mit Hilfe unserer guten Wirtsleute begraben, und was wir noch belassen, zur Tilgung unserer Schulden zurückgelassen. Nur das Heiratsgeld nach hier nahm ich von Berlin mit und ein wenig Wäsche da in dem Kofferchen. Auch ein Brief von Mama an meinem Großvater ist darinnen. Sie hat ihn kurz von ihrem Tode geschrieben und mir das Besprechen abgenommen, ihn selbst in seine Hände zu legen.

„Geh' zu Babina, sie wird Dir helfen,“ sagte sie immer wieder zu mir, und nun bin ich hier, Babina, ein armes, verwaistes Geschöpf, voll Gram um die teure Verstorbene und voll Angst vor der Zukunft.“

Da stand die alte Frau auf, wuschte mit dem Schürzenzipfel die Augen aus und legte ihre Hand auf den Scheitel des jungen Mädchens.

„Seien Sie ohne Sorge, Mädchen, wenn Sie da oben keine Aufnahme finden, so lange die Wirtners noch ein Dach über dem Kopf haben, sind Sie nicht verlassen. Ach hoffe aber, daß der Herr Justizrat Sie voll Liebe aufnimmt.“

In diesem Augenblick wurde an der Tür geklopft.

Frau Wirtner schob schnell ihren Gast in das angrenzende Schlafzimmerchen und öffnete dann die Tür.

Ihr Mann stand draußen und trat nun verwundert ins Zimmer.

„Weshalb schließt Du denn die Türe zu, Alte? Das ist ja neue Mode.“

Wirtner trug eine wollene, gestrichte Jacke und eine große, blaue Schürze. Er hatte Blumenzwiebeln und einige leere Blumentöpfe in der Hand, die er nun behutsam beiseite legte. Seine Frau half ihm dabei und ging dann, um die Tür wieder zu verschließen.

Er sah ihr erstaunt zu.

„Na, was fällt Dir nur ein, denkst wohl, Du wirst gestohlen auf Deine alten Tage!“

Sie sah mit wichtiger Miene in sein sonnenverbranntes Gesicht, aus dem scharfe, schwarze Augen noch jugendlich herausleuchteten, trotz der grauen Haare und dem grauen, starken Schnurrbart.

Er rühte seine Miße nach hinten und wuschte sich mit einem großen bunten Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Seine Frau öffnete nun die Schlafzimmertür und rief hinein:

„Kommen Sie, Mädchen!“

Sie führte Regina an der Hand vor den Alten hin.

„Na Alter, wer ist das?“

Dieser sah erstaunt auf das junge Mädchen.

„Na, Kreuzelement, wozu soll ich das wissen? Hab' das Fräulein mein Verlobt nicht gesehen?“

„Nun rate doch mal.“

„I sag's nur gleich. Rätsel hab' ich nie lösen können. Also wer ist denn das Fräuleinchen?“

„Die Tochter von unserem Märchen.“

Er schob die Miße aufgeregt hin und her.

„I da mein, ei, da soll doch gleich, Kreuzelement noch mal, das ist doch nicht möglich.“

„Doch Alter, sie ist es wirklich, und unser armes Märchen ist gestorben.“

Und eilig erzählte sie dem verwunderten Alten, was sie von Regina gehört hatte.

Als sie geendet hatte — der Alte hatte sich inzwischen ein Pfeifchen gestopft — sagte er mit grimmigem Gesicht:

„Kreuzelement noch mal, da will ich doch gleich zwei Jahre lang keine Pfeife mehr rauchen, wenn da nicht eine Schurkerei von der Kanaille da oben dahinter steckt.“

„Aber Alter!“

„Na, was denn! Das kann dem jungen Fräulein nichts schaden, wenn sie gleich weiß, mit wem sie es da oben zu tun hat. Der Herr Justizrat hat keinen Brief von Fräulein Märchen, wollte sagen, von Ihrer Frau Mutter zu sehen bekommen. Das weiß ich nun ganz genau. Ist genug hat er in meiner Gegenwart geseufzt und vor sich hingelagt.“

„Was mag aus meinem armen Kinde geworden sein.“

„Er hört doch schwer und weiß nicht, daß er manchmal seine Gedanken laut ausspricht. Na, ich will nichts weiter sagen, aber den Herrn Justizrat müssen Sie sprechen. Ich weiß auch schon wie und wann. Morgen ist Sonntag, da geht die Gnädige in die Kirche. Es ist nämlich eine arg Fromme, Ihr Fräulein Tante, und läuft jeden Sonntag

zum Gottesdienst zu ihrem speziellen Freund, dem Herrn Pfarrer Kirchner.“

Der Herr Justizrat ist dann allein zu Hause und ich werde es schon einrichten, daß Sie ihn zu sehen bekommen und mit ihm sprechen können. Neben Sie nur recht laut, er ist schwerhörig und wird leicht ungeduldig, wenn er jemand nicht versteht.“

„Sie werden aber Unannehmlichkeiten dadurch haben.“

Er lachte.

„Na, den Pelz wird sie uns schon waschen, das Fräulein Tante, aber das macht nichts, wir haben schon manches Donnerwetter abgestrichelt. Nicht, Alte?“

Diese nickte.

Regina drückte beiden die Hände.

„Ihr guten, lieben Menschen, wie soll ich Euch nur danken?“

„Ach, reden Sie doch da nicht drüber. Wenn wir weiter nichts für Sie tun können, das ist nicht der Rede wert.“

„Zum Beispiel mußt Du heute nacht auf dem Sofa schlafen, Alter. Fräulein Regina muß die Nacht doch bei uns bleiben.“

„Na, selbstverständlich. Ich schlafe da genau so gut, wie in meinem Bette. Daß ich denn mein Pfeifchen rauchen, Fräulein Regina, oder geniert Sie der Rauch?“

„Durchaus nicht!“

„Na, dann ist ja alles in Ordnung. Wie steht es denn mit dem Abendrot, Alte?“

„Das besorge ich gleich. Inzwischen leistest Du Regindchen Gesellschaft. Es dauert schon ein Weilchen, bis ich wiederkomme, muß erst für die Herrschaft das Essen bereiten. Schließe aber hinter mir die Tür wieder zu, Alter. Die Gnädige könnte am Ende ihre Nase hereinstecken und dann war's aus mit unserem Plan.“

Damit verließ sie das Zimmer, lauschte, ob ihr Mann auch von innen abschloß, und begab sich in die Küche, die auch im Erdgeschoß, aber nach der Hofseite zu lag.

Das Erdhaus war an zwei Fronten der Georgenberg- und Burgstraße zugewandt. Die dritte Seite begrenzte den Hof und die vierte Seite war an den Georgenberg angebaut, so daß man von da, aus dem ersten Stock, direkt in einen großen Garten gelangte, der terrassenförmig am Berg hinaufgebaut war. Auch vom Hof aus führte eine Treppe in den Garten hinauf.

Im ersten Stock, nach dem Garten zu, lagen vier zweifelhafte Zimmer. Je eins der Fenster war zur Tür verlängert, so daß man aus jedem Zimmer gleich in den Garten treten konnte. Dies waren stets die Schlafzimmer der Familienangehörigen gewesen.

Nach dem Tode seiner Frau hatte sich der alte Justizrat ihr Schlafzimmer als Arbeitszimmer eingerichtet. Es lag neben seinem Schlafgemach. Dann kam das von seiner Tochter Luise, und das letzte in der Reihe war früher von Reginas Mutter benutzt worden.

Nach der Straße lagen das Speisezimmer, verschiedene Salons und das Bibliothekzimmer, in dem eine reichhaltige Literatur aufgespeichert war.

Im zweiten Stock lagen die Fremdenzimmer, Wäschekammern und Vorratsräume. Im Erdgeschoß war die große, mit Steinfliesen ausgelegte Küche, Speisekammern, Bodenraum und die Wohnung des Hausmeisters Wirtner gelegen.

Dieser war schon seit mehr als dreißig Jahren im Hause angestellt und verrichtete zugleich die Dienste eines Gärtners und Kammerdieners. Seine Frau, die früher als Köchin engagiert war, behielt dies Amt noch bei, als sie sich verheiratete und verließ es noch heute. Außerdem war nur noch ein Zimmermädchen angestellt und eine Wäscherin und Schauerfrau, die morgens kam und abends nach Hause ging.

Wirtners hatten keine eigenen Kinder, doch hatten sie vor dreißig Jahren einen Pflegejohn angenommen, über dessen Herkunft sie sich in Still-

II.
Mit B kann keine Köchin mich entbehren,
Mit K durchschwimm' ich peitschschwind das Meer,
Und kann im Notfall mich auch gegen Feinde wehren,
Mit F ernähre' ich ein unendlich Heer,
Geschöpfe aller Art im Wasser, auf der Erde
Und in der Luft. Seyst' du das M' voran, so werde
Der süße Name ich, dem alles, was hier lebt,
Das Dafein dankt und dem geschäftvoll stets das Herz sich hebt.
Welche Silben sind's?

III.
Was hab' ich da im Schächtelchen?
Es ist nicht groß, es ist nicht klein;
Nicht klappert's, wenn man's schüttelt;
Es ist nicht dick, es ist nicht dünn,
Berührt nicht, wenn man's rüttelt.
Der Kaufmann hat es nirgend's rütkelt,
Es ist des Bettelmannes Teil;
Der Weizbals gibt es gerne her—
Nun ratet fein, es ist nicht schwer.

IV.
Jammeln von verpesteten Neben
Auf einen sanften Hippentaut,
Und eine Stadt wird sich ergeben,
Die selbst zwar keine Neben baut,
Doch wo in einem unterirdischen Zwinger
Mit einem Duzend ausses't'ner Zünger
Der ewig junge König Wein ein fet
Soflager hält als Seher und Prophet.
Verdäbt ist ihm Beschneidung sowie Tauf,
Jedoch ist seine Lehre keine Leere;
Einst ging ein Dichter bei ihm in die Lehre
Als Einzelmann, und ward ein ganzer Hauf.
Mor. Wollte.

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:
I. Taschentuch. — II. Brautischaf.

Gesundheitliches.

Zu viel Magensäure ist gefährlich. Wie man deren Bildung vorbeugt.

Ein Ueberfluß an Magensäure ist deshalb gefährlich, weil die Säure die garten Gewebe der Magenwand angreift und entzündet, den Magen in der Ausübung seiner normalen Funktionen stört und so zum Ueberder der meisten Magenstörungen wird. Arzeneien sind da mitunter gar nicht am Platze, lassen sie doch das Grundübel, die Magensäure, ganz unberührt. Viel zweckmäßiger ist es vielmehr, vor allem die vorhandene, überschüssige Magensäure zu neutralisieren, sie in ihrer Bildung zu hindern; das erreicht man am besten mit einem halben Teelöffel voll bifurierter Magnesia, in etwas warmem oder kaltem Wasser nach der Mahlzeit genommen. Bifurirte Magnesia neutralisiert nicht nur die Säure, sondern verhindert auch Gärung und die Bildung weiterer Säure. Viele Speisen, die einem gewöhnlich „nie bekommen“, kann man sich ganz ruhig zu Gemüte führen, wenn man nur etwas bifurirte Magnesia gleich darauf nimmt; man besorge sie sich in der Apotheke oder Drogerie und halte immer etwas im Hause.

Notabene! Ein Apotheker weiß darauf hin, daß es sich hierbei nicht etwa um die gewöhnliche, sondern um bifurirte Magnesia handele, die nur in genau etikettierten, blauen Flaschen verkauft wird, mit „bifurirte Magnesia“ in das Glas selbst eingelaufen.

Röpfe aus gefärbtem Chinesenhaar verlieren sehr bald und sind dann nicht mehr zu tragen. Der Fehler ist groß, weil das Gels sozuzagen hinausgeworfen ist. Die Haarfirma Ströhberg. Viele je 60 bringt jetzt schon für 7,25 M. einen Kopf in den Handel, der aus garantiert, ungefärbtem Haar gearbeitet ist. Der Kopf hält jahrelang die Farbe. Machen Sie, bitte, einen Versuch, zumal ein Pfund vollständig ausgeschloffen ist, da Nichtpassendes umgetauscht oder aber das Geld zurückgezahlt wird.

Haarpflege. Von jeher galt schönes Haar als Haupt- schmauch jeder Frau und doch wird häufig von vielen Frauen ihrem Haar nicht die nötige Pflege gegeben. In erster Linie sind natürlich häufige Waschungen unerlässlich. Um solche vorzunehmen, war es bisher notwendig entweder einen Friseur aufzusuchen, oder aber sich einen teuren Trockenapparat anzuschaffen. Nunmehr ist es aber gelungen für einen ganz geringen Preis einen Haartrockenapparat mit Namen „Zuvel“ herzustellen, den sich jede Frau aufhängen kann. Derselbe ist ganz einfach mit heißem Wasser zu füllen und trocknet dann auch das längste Haar auf schnellste und beste Weise durch einfaches Kännchen. Näheres ergibt das Inserat.

Die schwierigen Zeitverhältnisse werden wohl von niemanden mehr berücksichtigt, als von der Firma Bial & Freund, Breslau, welche die verschiedensten von ihr gefertigten Artikel nicht nur ohne jede Abhängigkeit gegen Gewährung eines mehrjährigen Kredites, sondern sie auch vor dem Kauf 5 Tage zur Probe überläßt. Wir glauben nicht, daß diese Begünstigungen zu überbieten sind und empfehlen daher jedermann, der einen Sprechapparat, Musikinstrumente, eine Schreibmaschine oder Kamera, ein Fern- oder Fernglas, gerahmte Wandbilder oder eine Präzisions-Tafeluhr kaufen will, sich von der Firma Bial & Freund, Breslau Hofplatz 620/M. sofort gratis und franco einen Katalog kommen zu lassen. Die Firma Bial & Freund, Breslau besteht schon nahezu 50 Jahre und erfreut sich eines Kundentreues, der viele tausende treuer Käufer zählt.

Die Firma Franz Poehnitzsch, Sonneberg i. Thür., 9 versendet, wie alle Jahre, so auch dieses Jahr an die Leser dieser Zeitung umsonst und portofrei, ihren reichillustrierten Preis- katalog. Außer den bekannten und beliebtesten „Sonneberger Puppen und Spielwaren“ bringt die Firma zwei wirklich schön zusammengestellte Sortimente „Thüringer Glas-Christbaum- schmuck“ zum Verkauf. Genannte Firma verbindet trotz der hohen Lohn- und Preissteigerung gerade in Christbaumschmuck Sortiment I enthaltend ca. 300 Stück reich toilet, noch für den früheren, staunend billigen Preis von M. 6.—, Sortiment II enthaltend ca. 200 Stück für M. 3.— franco jeder Postanstalt innerhalb Deutschland. Per Nachnahme erhöht sich der Preis um 30 Pfennige.

Haartrocken - Kamm
Grösster Schläger der Gegenwart! gesetzlich geschützt.
Preis 3,50 Mk. „Juwel“
Herrliches Weihnachtsgeschenk.
Da unentbehrlich für jede Dame.
Klein elektrisch etc. nur mit heissem Wasser zu füllen, daher leicht u. überall bequem verwendbar. Trocknet die Haare in ca. 10 Minuten und macht sie weich und föpfig. Macht die teuren Trockenapparate überflüssig und ermöglicht die für die Haarpflege so nötigen häufigen Waschungen im Haushalt. — Einzige Ausführung M. 4,50, fein verfertigt M. 4,50. Versand gegen Nachn. oder Voreinsendung. „Juwel“-Vertriebsgesellschaft, Berlin W., Mohrenstrasse 38c.

Sonneberger
Spielwaren sowie Thüringer Glas-Christbaumschmuck versendet direkt ab Fabrikations-Ort Franz Poehnitzsch, Sonneberg S.-M. 9. Illustriertes Preisbuch gratis und franko.
Puppen

Umtausch oder Geld zurück
wenn unsere Instrumente nicht ganz vorzüglich sind, daher kein Risiko.
Wir liefern in bester Qualität gegen Nachnahme
Gitarre-Zithern mit 5 Akkor- den, 41 Saiten, zum Ausnahmepreise von 6,25 Mk.
Ferner solche in extra Qualität mit 5 Akkorden, 41 Saiten Preis 7,50 Mk. 9.—
Dieselben mit doppelten Melodiesaiten und daher herrlichem Mandolinenton, mit 5 Akkorden, 62 Saiten Preis 8,50 Mk.
mit 6 Akkorden, 74 Saiten Preis 10.— Mk.
Solche ausserdem noch mit verstärkten Akkorden à 7 Saiten und daher sehr starkem Ton, in Sakkordig mit 77 Saiten Preis 9,50 Mk., in 6 akkordig mit 92 Saiten Preis 11.— Mk.
Wir verschenken keine Zither, 120 Notenblätter legen aber jeder gratis bei.
Menzehauer Gitarre-Zithern (Original) mit 12 Gretsleinern mit 5 Akkorden, 41 Saiten 15 Mk. mit 6 Akkorden, 49 Saiten 18 Mk. 6 akkordige Zithern sind in der Melodie chromatisch, solche Alle unsere Instrumente sind hervor- und ver- vor anderweitigem
Herfeld & Comp., Neuenrade No. 362. Westf.

Erstkl. Solidaria - Fahrräder, Näh- u. Spinnmaschinen, Knallpistolen
Teilzahlung.
Gegen Cassa Stürmer-Räder von Mk. 44.— Zubehörteile sportbillig. Katalog gratis. J. Jendrusch & Co., Charlottenburg 12.
Öl- Kleider, Gummimäntel, Segeltuche, Plane, Pferde- decken, Rucksäcke, Ge- maschen. Preisliste gratis. C. Schönbohm, Briel L. M. 45.
Technik Masch.-Elektr.- Ing., T. Werkm. Hainichen i. Sa. Lehrfabr. Progrif.

Diese Uhr kostet 13 Mark. Mod. 10344. Garantie 2 Jahre.

UHREN Goldwaren Musikinstrumente für jedermann!

Man erhält umsonst und portofrei unseren Katalog mit über 6000 Abbildungen von Taschenu- Wanduhren, Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art, photographischen Apparaten, Prismen- u. Theatergläsern, Geschenk-Artikeln für den praktischen Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen, Spiel- u. waren und Musikinstrumenten. ::

Wir liefern auf Teilzahlung

Der Besteller bekommt die Ware, die er wünscht, und die Bezahlung geschieht in monatlichen Raten.

Wir sehr unsere Kunden mit unserer Ware zufrieden sind, und wie gern unsere alten Kunden weiter bei uns kaufen, beweist folgender beglaubigter Bericht des öffentlich angestellten besidigten Bücherrevisors und Sachverständigen.
Aus den mir vorgelegten Aufstellungen der Firma Jonass & Co., G. m. b. H., zu Berlin, habe ich festgestellt, dass in einem einzigen Monat von unsern Kunden, das sind solche, die schon früher von der Firma Ware bezogen, brieflich 20687 Nachbestellungen eingegangen sind.
Berlin, den 11. Januar 1913.
gez. D. Schönwandt, öffentlich angestellter Bücherrevisor

Viele tausende Anerkennungen. Hunderttausende Kunden. Jährlicher Verkauf von über 25000 Uhren.
Überzeugen Sie sich daher von unserer Bealittät und Leistungsfähigkeit und fordern Sie ohne jede Kaufverpflichtung umsonst und portofrei Katalog mit ca. 6000 Abbildungen von Taschenuhren, Wanduhren und Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art, photographischen Apparaten, Geschenk-artikeln für den praktischen Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen, Musikinstrumenten und Spielwaren.

JONASS & Co., BERLIN K G 378
Belle-Alliance-Strasse 3.

